



Foto: Hartmann

## Begegnung mit New York

Barbara Heinisch in zwei Berliner Galerien

Meine Schätzung, hier im Tagesspiegel mit 400 Personen angegeben, ist von Holger Dibbert widerlegt worden. Er hat zur Performance der Barbara Heinisch in seiner Galerie zu den „Kunst-konzentriert“-Tagen über 600 Eintrittskarten verkauft. Barbara Heinisch, die einstige Beuys- und Hödicke-Schülerin, gehört längst zu jenen Performance-Künstlern, von denen es nicht viele gibt: sie hat Erfolg, ist beinahe schon populär.

Da von ihren Performances, bei denen sie ihren Modellen durch die Leinwand hindurch die Farben auf den Körper malt, auch Bilder zurückbleiben, Tafelbilder — sie ist und bleibt das eindrucksvollste Bindeglied zwischen Vollblutmalerei und Aktionskunst —, sind ihr im Augenblick gleich zwei Ausstellungen gewidmet, zu schweigen vom ersten Buch, das aus diesem Anlaß erschienen ist.

In den weitläufigen Loft-Räumen bei Dibbert nehmen die beiden bei der Performance entstandenen Bilder, das parallel mit dem gleichen Modell gemalte Diptychon, eine zentrale Stellung ein; die vor ihm belassene Kunststoffplane mit den Farbtöpfen und Pinseln erinnert noch an die Arbeitsatmosphäre. Der Betrachter, der die Aktion verfolgt hat, wird die Spannung nicht vergessen, mit der, trotz drückender Hitze, also an die 600 Menschen den Malvorgang verfolgt haben, in dem die Malerin ihr Bild aufbaute, harmonisch, dann disharmonisch, es am Ende wieder zu kompositorischer Harmonie führend, ein Kunst-Abenteuer besonderer Art, das man nicht alle Tage erlebt.

Drum herum breiten sich weitere, in öffentlichen Performances entstandene Bilder, alle in jenem differenzierten Schwarz-Blau-Grau-Klang mit herausleuchtenden Rot-Akzenten, die für ihre Einzel-Akte und Viel-Figuren-Bilder typisch sind, in eher lyrischem als dramatischem Farbablauf.

Er dürfte, muß man hinzufügen, für die Künstlerin jedoch nur typisch sein, wenn sie in heimischen Gefilden malt, in Berlin oder sonstwo in Europa. Peter H. Schiller zeigt in seiner Ars-Viva-Galerie das während ihres Stipendiums im Künstlerhaus PS 1 (wenn auch nicht dort, sondern in zwei New Yorker Ateliers) geschaffene Werk. Auf Amerika, speziell New York, hat Barbara Heinisch anders reagiert, sowohl heftiger als auch, am Ende, in

sich gekehrter. Die harte, aggressive, dennoch faszinierende, auf eigene hektische Weise springlebendige Stadt scheint sie zugleich angezogen und zurückgestoßen zu haben. „Ich habe mich“, sagt sie, „auf jeden Fall ganz auf sie eingestellt.“ Das reicht bis zur — ungewohnten — groben Leinwand (statt Nessel) und den (ebenfalls ungewohnten) weichen Farben.

Aber auch die Ausführung ist körpernaher, darin realistischer, dazu in einer ungewohnt illuminierten, an das nächtliche Neonlicht Maphattans erinnernden Farbigkeit. Violett- und Rosa-Klänge durchsetzen die Akte, lassen die tänzerischen Figuren katzenhaft erscheinen, wild und unwirklich. Man könnte sich von ihnen angegriffen fühlen, wäre da nicht auch so etwas wie geheime Melancholie im Spiel, eine Traurigkeit, die die europäischen Bilder nie hatten und auch jetzt nicht haben.

Am überraschendsten wohl die Arbeiten auf Papier, meist Doppelseiten der „Village Voice“, und die übermalten Collagen. Da hat sich die Malerin plötzlich von ihrer eigentlichen Arbeit und der Stadt abgewandt und, ganz in sich selbst verkrochen, so etwas wie ein bildnerisches Tagebuch geführt über ihre Auseinandersetzung mit New York. Sie äußert sich in beinahe klastrophobischen Formeln; selbst die Sonnenstrahlen sind zugleich Gitter und die oft dicken Rahmenbalken Eingrenzungen, Mauern, zu enge Zimmer. Wortfetzen, meist in Englisch, scheinen hingeschrieben, ganz wie man im Wald zur Hebung des eigenen Selbstvertrauens zu pfeifen anfängt. Am Ende führt alles spiralenhaft zurück auf die Figur, das eigene Ego, in plötzlich großer Gelassenheit. Die Auseinandersetzung mit New York wird zu einer Auseinandersetzung mit dem Ich. Das Tagebuch einer Selbstfindung.

Die amerikanische Episode könnte wichtig werden im Werk der Berliner Malerin, denn sie hat ein noch unausgeschöpftes Arsenal hinterlassen, wie es jeder Maler braucht, wenn er sich nicht ständig selbst kopieren will.

Heinz Ohff

(Dibbert Galerie, Joachim-Friedrich-Straße 37/38, bis 18. Juni; Dienstag bis Freitag 14–19, Sonnabend 12–16 Uhr, Eintritt frei. — Galerie Ars Viva, Knesebeckstraße 76, bis 18. Juni; Montag bis Freitag 16–19, Sonnabend 11–14 Uhr, Eintritt frei. Plakat 10 DM, Katalogbuch 35 DM)

## ...ein Film

„Amsterdam—Berlin“-Reihe

sehen, die sich erst im Laufe der Projektion entschlüsselte.

Wahrnehmung ist ein ständiger Prozeß der Entschlüsselung, dessen wir uns kaum bewußt sind, weil wir meist auf schon vorhandene Wahrnehmungsmuster zurückgreifen können. Die Projektion „Nakochiai Walk“ führte diese Tatsache vor Augen. In der Däreihung „Ashley Pond's Pond“ wirkte die Tonuntermalung stärker als die einzelnen Bilder. Hier stellte sich die Frage, wie man den Zynismus der Museumsführerin, die durch die Anlagen von Los Alamos führte, wo die ersten beiden Atombomben für Hiroshima und Nagasaki entwickelt wurden, adäquat bebildern kann. Zwei weitere Projektionsreihen, von denen die eine Gravitation thematisierte und die andere eine Geschichte von J. L. Borges illustrieren wollte, zeigten die Grenzen dieses Mediums auf. Einzelne Bilder aus diesen Reihen prägen sich aber ein.

Thomas Wulfen

zu